



Durchschaut!

Die Welt der Anführungszeichen

von Erika Mitterer

Unser Zeitalter ist bereits mit vielen, mehr oder weniger treffenden und mehr oder weniger allgemeinen Beinamen bedacht worden. Hat Ellen Key den Anfang gemacht mit ihrem „Jahrhundert des Kindes“, ist sie zu dieser Prägung selbst angeregt worden durch das „Maschinenzeitalter“? Jedenfalls haben wir Älteren – vielleicht weil wir im „Zeitalter der höheren Lebenserwartung“ leben – schon ein paar Dutzend „Epochen“ hinter uns gebracht, von denen die „totalen“ – wie der „Totale Staat“ und der „Totale Krieg“ – uns total unerwünscht waren; das „Atomzeitalter“ hat mit uns begonnen und wird uns – hoffentlich! Oder hoffentlich nicht? Etwas missverständlich... – überdauern, das Zeitalter der „Todesrennen“, der „Halbstarken“ und der „Sextbomben“ steht in voller Blüte, und nun habe ich, um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen, auch für mich und meinesgleichen eine passende Bezeichnung gefunden für die Frist, die uns gesetzt ist, unser Leben „mit brotlosen Künsten“ zu fristen: Die Welt der Anführungszeichen.

Das klingt harmlos. Ist aber nicht harmlos für einen Schriftsteller. Eine ganze Generation hat dem Anführungszeichen den stillen Kampf angesagt. Es schien überflüssig, ein geschmackloser Schnörkel der Gründerzeit. Wenn Papa sagt: Hans! Halt dich gerade! so merkt doch wirklich ein jeder, daß Papas Sprößling gemeint ist und nicht der geneigte Leser. Wir benützen die zierlich konkaven Zwillingbrüder nur noch im zweiten Falle ihrer Anwendbarkeit, also nicht um die direkte Rede, sondern um die „Sextbombe“ (beispielsweise) zu kennzeichnen. (Entschuldigen Sie, aber das Begriffliche fällt mir schwer, drum halte ich mich an die Beispiele!) Wenn man also etwas schreibt, was man im Grunde nicht meint, was selbst zu meinen man sich entweder genieren würde (wie „Sextbombe“) oder aus Bescheidenheit gar nicht zutrauen würde (die „höhere Lebenserwartung“, so etwas fiele mir selbst doch nie ein!) – wenn man eine fertige Formel hinsetzt statt eines eigenen Satzes, dann ist das Anführungszeichen unentbehrlich. Es bedeutet: Achtung, Konfektion! Paßt nur ungefähr! – und hat daher für den Schreiber selbst die pädagogische Wirkung einer Warntafel.

Aber wie alles Selbstverständliche problematisch, ja unausführbar zu werden beginnt, wenn man darüber nachdenkt, ist es auch schwer, hier die natürliche Grenze einzuhalten. Schon steht „natürliche Grenze“ da, die

„Warntafel“ hat „funktioniert“, und wer will entscheiden, ob es sich um einen „Übergriff“ des „Sprachpolizisten“ handelt, oder um eine begründete Richtigstellung?

Ich habe eine Tante, die schreibt nicht „beste Grüße“ unter ihre Karten, sondern – oh Gott, da haben wir's! – „«Beste Grüße»“. (Natürlich nur «» , das „“ ist von mir wegen der direkten Rede, sonst hätten Sie sich doch überhaupt nicht ausgekannt!) Schon als Kind hab ich brütend über diesen „Grüßen“ gesessen und mich gefragt, warum es nicht gewöhnliche Grüße waren, wie die anderer Menschen. Ich bin zu dem Schluß gekommen, daß die Schreiberin etwas viel Herzlicheres und Differenzierteres auszudrücken gewünscht hatte und dazu, aus welchem Grunde auch immer, nicht imstande gewesen war. Für sie sind Anführungszeichen nichts anderes als Stenogrammzeichen. Glaubte ich, bis vor kurzem. Da hatte ich ihr eine Dichtung in Versen geschickt, und sie schrieb mir allerhand darüber, und schloß mit „Tausend Grüßen“ und „Auf Wiedersehn!“ Und dann, post scriptum, kam's: „Die ‚Verse‘ sind sehr schön und stören nicht.“

Und da war ich zuerst perplex, und dann wurde ich böse. Denn, zum Kuckuck, wenn ich Verse schreibe, sind das Verse und keine ‚Verse! – Ich reiste an ihren „Wohnsitz“ (undenkbar ohne „“, finden Sie nicht?) und machte mich am ersten Morgen auf den Weg, um ihr alle die Anführungszeichen, die ich im Laufe der Jahre mit einem Schweigen, das sie für Zustimmung halten konnte, eingesteckt hatte, an den Kopf zu werfen; der lieben, alten Dame, die ich trotzdem höchlichst verehere. (Nicht „verehere!“) Da kam ich an einem Kaufhaus vorbei und betrachtete die Auslage, eifrig mit sechs multiplizierend und Preise und Qualität vergleichend. Hübsche Puppen, reizende Gewänder, und inmitten eine Tafel:

Zu Pfingsten das neue „Kleid“!

Gebannt starrte ich hin. Waren das denn keine Kleider? Es waren welche, zweifellos! Und doch... Und doch!

Da gab ich unserer Zeit den neuen Namen.

Zu meiner Tante habe ich nichts gesagt. Wer verstünde nicht, daß sie sich geniert, ein Wort wie Verse zu verwenden, wenn andere schon die Kleider in Anführungszeichen



Jackson Pollock:
Suche nach einem Symbol

aus: *Kunst von 1900 bis heute*
– Katalog der Eröffnungsausstellung im Museum
des 20. Jahrhunderts in Wien, 1962

setzen? Das ist „Säkularisierung“ der Relativitätstheorie, dachte ich. So wenig, wie es Raum und Zeit gibt, gibt es, „in Wirklichkeit“, diese Stadt, das Kaufhaus, die Kleider darin (welcher Philosoph hat die Auslage „gestaltet“!) – meine reizende, alte Tante, und mich selbst. Die Anführungszeichen sind in Wahrheit die Fragezeichen der Epoche, und sie stehen überall, sichtbar oder unsichtbar.

So sind also meine Verse wirklich nur „Verse“? Da dämmerte mir aus gern vergessenen Schulstunden eine erlösende Regel: Was auf beiden Seiten der Gleichung steht, darf man doch – weglassen?!

Und so faßte ich neuen Mut und tat den ersten Schritt heraus aus der Welt der Anführungszeichen; es war einfach, wie das Wegstreichen von ein paar Nullen bei der Stabilisierung der Währung!

Und nun ist, für mich, ein Kleid wieder ein Kleid, ein Gruß ein Gruß, meine Verse sind Verse, und das Leben selbst ist nicht fragwürdiger als schon vor zehntausend Jahren.

Dieser Essay erschien erstmals 1956 in der „Wiener Zeitung“